

Unser Wald

Autor(en): **Picard, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Frick - Gestern und Heute**

Band (Jahr): **1 (1985)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-955009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus aktuellem Anlass bringen wir ein Interview mit Gemeindeförster Gustav Fricker. Nach 35jähriger nebenamtlicher Tätigkeit tritt er Ende 1985 von seinem Amt zurück, um sich wieder ganz seinem Landwirtschaftsbetrieb widmen zu können.



P: Herr Fricker, warum sind Sie Förster geworden?

F: Eigentlich bin ich ja Bauer. Aber schon in der Ausbildung (Landwirtschaftliche Schule, Brugg) interessierte ich mich besonders für den Waldbau. Die theoretischen Kenntnisse wollte ich praktisch ergänzen; zugleich packte mich das Fernweh. 1947 ging ich nach Dänemark. Unvergesslich sind mir die prachtvollen Buchenwälder auf der Insel Møen. Nach der Rückkehr in die Heimat zog es mich erneut in die weite Welt. 1950 bot

mir die kanadische Eisenbahngesellschaft eine Stelle an als zweiter Verwalter auf einem ihrer Betriebe. Im gleichen Jahr starb der Fricker Förster Jakob Rügge. Mein Onkel, Arnold Fricker (Gemeindeammann), meinte, ich sollte mich um die Stelle bewerben und nicht auf eine unsichere Zukunft bauen. Ich folgte seinem Rat und wurde als Gemeindeförster gewählt.

P: In welchem Zustand war der Wald, als Sie Ihre Arbeit aufnahmen?

F: Die Mobilmachung hatte grosse Schäden hinterlassen: Bau von Bunkern, Absperrungen, Beobachtungsposten, Schiessschneisen usw. Holz brauchte man auch für die Autos; sie fuhren während des Krieges mit Gasholz (System «Holzvergaser»). Zudem musste die Ortsgemeinde die Armenkasse berappen; schöne Stücke wurden daher herausgeschlagen und verkauft; aber ein eigentliches Konzept fehlte.

P: Wie gingen Sie Ihre Aufgabe an?

F: Das Kreisforstamt (Rheinfelden) stellte mir einen Adjunkten zur Seite, Herrn Moritz Waldmeier. 1951 besuchte ich die Waldbauschule in Laufenburg. Gemeinsam setzten wir nun Schwerpunkte: Wo mussten geschlossene Waldflächen durchforstet und als Zukunftsbestände betrachtet werden? Welches Altholz konnte man stehen lassen, welche Partien waren unbrauchbar? Als Betriebsform bot sich der Femelschlag an. Zunächst schafft man für die wertvollen Bäume bestmögliche Wachstumsbedingungen. Dann werden kleine Verjüngungsgruppen nachgezogen, und das Altholz über ihnen wird allmählich abgebaut.

Unsere besondere Sorgfalt galt den Eichen. Schon früher besaßen wir viele kräftige Exemplare und auch geeignete Standorte (Leisberg, Moos, Seckenberg). Was übrigens in unsern Böden gut gedeiht, sind u.a. Kirsch-

bäume (auch heute wieder sehr gefragt im Möbelbau), Ahorn und Eschen.

Die Buche dagegen gilt als «Baum des armen Mannes»; sie dient als Brennholz, als Industrieholz ist sie nicht gefragt.

Als ich mein Amt antrat, waren viele Fichten von Stockrot (Fäulnispilz) befallen und mussten gefällt werden. Eigentlich sind unsere Böden für die Fichte zu schwer. Aber weil sie als Nutzholz gefragt ist, suchten wir geeignete (trockenere) Standorte: Leisberg, Stockacker.

P: *Hier wäre zu reden von der Aufforstung Seckenberg, von Rodungen und anschliessender Bewirtschaftung durch Industriebetriebe. Man müsste «Forstwirtschaftliche Weisungen» und «Jahresrapporte» durchgehen und anderes mehr. Wir kommen sicher bei Gelegenheit auf derlei Probleme zurück. Mich würde jetzt einmal interessieren, wie im Walde gearbeitet wurde.*

F: Bei Amtsantritt war es Brauch, dass die Holzer das Werkzeug (vor allem die Waldsäge) selber mitbrachten; es gab damals nur zwei gemeindeeigene Waldsägen; man brauchte Geld für die Armenkasse. Immerhin konnten wir in den fünfziger Jahren eine Hobelzahnsäge anschaffen. Sie war ausgestattet mit zwei seitlichen Schneidezähnen und einem Hobelzahn, der das vorgeschnittene Holz ausräumte. Die Differenz zwischen Schnitt- und Hobelzahn musste sehr genau sein, ein exaktes Feilen war daher unumgänglich.

Die älteren Leute kamen häufig und gern in den Wald; im Frühling stellten sich auch immer viele Frauen fürs Anpflanzen zur Verfügung. Die jüngere Generation zog es bereits in Richtung Industrie; aber die Möglichkeiten waren nicht sehr gross. Verpflegt wurde im Walde (Mittagessen und Zvieri); Kinder brachten die Mahlzeiten in Hutten. Man arbeitete im Taglohn und in verschie-

denen Akkordgruppen. Nachstehende Foto 1940 zeigt die Akkordgruppe «Hinterdörfler» beim Mittagessen.



Man sitzt ums Feuer und wärmt sich das Essen (Eintopfgericht in Aluminiumchacheli oder Gamelle). Schmidle Josi hält ein solches Chacheli in Händen, links von ihm sitzt Werner Schmidle. Im Vordergrund lacht Gemeinderat Hans Mösch, ein Spezialist beim Fällen. Er trägt Knieschoner (heute noch üblich), um sich gegen die Nässe zu schützen; man musste ja knien beim Handsägen. Hinter ihm, mit einer Flasche «bewaffnet», steht Alfons Keller; zu dessen Rechten August Meng (genannt «Muggli Gusti»); auf den Wellen rechts sitzen Hans Schernberg und Felix Mösch (ausser).

Die gefällten Bäume mussten zum Weg gebracht werden, dazu brauchte man Pferde. Anfangs wurde das «Schlei-

fen» vergeben. Als das Interesse dafür schwand, wurden Leute eingestellt. Interessiert waren Postillone-Hans und -Sepp, Leimgruber Albert, Schneider Sepp, Suter Hardi, Ackle Ernst u.a.

P: *Die Modernisierung blieb sicher nicht aus?*

F: Ein erster Schritt war ja die Hobelzahnsäge. 1951 ereignete sich ein Unfall, der einem Mitbürger beide Beine kostete. Im Schlaun wurde eine schwere, schräg hängende Eiche gesägt; unten mit der damals üblichen Kette gesichert. Die Kette riss, die Eiche wurde aufgerissen; beide Handsäger flüchteten; der eine, Arnold Meier, stolperte an einer Stauke und geriet unter den runtersausenden Stammteil.

1951 besuchte ich in Zeihen den Holzhauerkurs. Im Eichwald fällten wir zu Demonstrationszwecken eine grosse Buche. Die Kursleiter verwendeten Material, das man in Frick noch nicht kannte; so die Stammpresse, die grösstmögliche Sicherheit beim Fällen verhiess. Es gelang mir, den Gemeinderat Frick von deren Wert zu überzeugen. Seit dieser Anschaffung sind keine nennenswerten Unfälle mehr passiert.

Dann schafften wir den Habegger-Seilzug an (gegen die Fällerguppe hängende Bäume konnten so weggezogen werden). Mitte der fünfziger Jahre kamen die ersten Motorsägen auf (heute besitzt die Gemeinde 6 hochwertige Motorsägen); nach und nach übernahmen Traktoren die Arbeit der Pferde.

Gegenüber früher arbeiten wir heute also mit vielen technischen Hilfsmitteln. Die Arbeit ist damit leichter geworden, Probleme aber sind geblieben: Regenabstossende Kleider schützen uns vor Rheumaschäden; Gummipuffer an Sägen helfen Vibrationsschäden abzufangen. Der Gehörschutz ist nicht mehr wegzudenken.

P: *Wie steht es eigentlich um die Gesundheit unseres Waldes?*

F: Auch unser Wald weist Schäden auf. Was den Borkenkäfer betrifft, ist die Situation allerdings nicht alarmierend: In 9 Fällen fingen wir heuer lediglich 5000 Käfer; die Zwangsnutzung für den Sommer 1984 ist minim (15 m³). Die Borkenkäferplage ist übrigens kein «modernes» Problem. 1947 und 1949 waren für uns weit schlimmere Jahre. Heute bauen wir Fallen mit Duftstoffen. Damals arbeiteten wir mit sog. Fangbäumen (Durchmesser ca. 20 cm), die man in Abständen von 50 bis 100 m liegen liess. Trat Bohrmehl aus, wurde sofort ein Tuch unterlegt und das kranke Material verbrannt. Die Devise lautete: rasch handeln, Herde fällen, verbrennen! Dem Förster standen zwei Bannwarte zur Seite.

Gelegentlich machten uns auch Eisregen zu schaffen:



P: *Sind Ihnen Fälle von Waldfrevel bekannt?*

F: Bei Kriegsende, wo der Stundenlohn noch einen Franken oder weniger betrug, galt der Ster Holz bis zu 55 Franken. Bei dieser Diskrepanz ist verständlich, dass gelegentlich Holzfrevell begangen wurde. Aber zu schwerwiegenden Verstössen kam es nie. Verhältnismässig häufig holte man im Wald wilde Kirschbäume, pflanzte sie aufs Feld und veredelte sie durch Zweigung. Früher stand aber auch der Holzhandel nicht hoch im Kurs; man verkaufte Holz an die Sägereien in der Umgebung. Heute ist das Interesse gewachsen, Käufer kommen aus allen Kantonsteilen. Für die Nutzung ist allerdings das Kreisforstamt in Rheinfelden zuständig. Der Förster schlägt lediglich vor; die Anliegen werden mit dem Gemeinderat in Form einer Waldbereisung erörtert.

P: *Gibt es auch «Försterfreuden»?*

F: Ja. Der Förster ist stolz auf einen gepflegten Wald. Und der wirft auch Erträge ab. Vor drei Jahren konnten wir einen Kirschbaum verkaufen für über Fr. 3000.—. Wir haben Eichen anzubieten, deren m³-Preis bei Fr. 800.— liegt. Bei schönen Eschen liegt der m³-Preis um Fr. 700.—. Zusammenfassend lässt sich sagen: Wir haben einen guten Boden für Edellaubhölzer.

P: *Herr Fricker, in unserem Gespräch haben wir Schwerpunkte festgelegt, einiges ausgeführt, vieles zurückgestellt. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! In diesem Sinne: herzlichen Dank für Ihre Teilnahme an einer ersten Gesprächsrunde!*

Heinz Picard

